

Werk

Titel: Goethes Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin, nebst einigen Briefen

Autor: Beaulieu-Marconnay, Carl von

Ort: Frankfurt a. M.

Jahr: 1885

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0006|log11

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de



4. GOETHES COUR D'AMOUR.

BERICHT EINER THEILNEHMERIN, NEBST EINIGEN BRIEFEN

MITGETHEILT VON

FREIHERRN CARL VON BEAULIEU-MARCONNAY¹.

In dem von mir herausgegebenen Buche: »Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch. Weimar 1874« befindet sich am Ende ein Anhang über das häusliche Leben der Herzogin Anna Amalie. Derselbe stammt aus der Feder der *Gräfin Henriette von Egloffstein*, einer in der Literaturgeschichte jener Zeit häufig erwähnten Dame, die von 1795 bis 1804 in Weimar lebte. In dem erwähnten Buche ist eine kurze biographische Schilderung von ihr enthalten, auf welche hier im wesentlichsten Bezug genommen werden darf. Doch bleibt dabei zu erwähnen, dass sie nach langen schweren Kämpfen zu jener Zeit auf Andringen ihres Gatten wider ihre persönliche Meinung bestimmt ward, in die gerichtliche Scheidung zu

¹ Vgl. Goethes Bericht in den »Annalen« Hempel 27, S. 74—76 und Biedermanns Bemerkungen dazu, in denen von unserm Aktenstück bereits Gebrauch gemacht ist. Vgl. ferner G.-J. IV, S. 435 fg. und Düntzers Darlegungen G.-J. V, S. 333—342. Eine kritische Vergleichung dieser Darstellungen mit unserm Berichte und eine Berichtigung der unzutreffenden Einzelheiten in der folgenden Erzählung würde zu weit geführt haben; sie möge als ein lebensvolles, wenn auch vielleicht partiisch gefärbtes Bild jener Tage erscheinen.

willigen. Diese bitteren Erfahrungen hatten ihrem weichen Gemüth unzerstörbare Spuren eingedrückt. Einen tiefen Conflict hatte sie durchkämpft, — sie hatte das Band der Ehe gelöst, um ihre eigene und ihrer Töchter Reinheit zu erhalten, — sie ward streng, ja, rigoristisch in ihrem sittlichen Urtheil über die Ehe und alles, was auf das Verhältniss der Geschlechter sich bezieht. Dieser Charakterzug blieb ihr bis in ihr spätes Alter, während ihrer zweiten *glücklichen* Ehe, in welcher sie ihre *goldene* Hochzeit feiern konnte; er blieb ihr dennoch, und konnte ihrem freien, die ganze Welt umfassenden Blick wohl mitunter etwas Befangenes, ihrem vorurtheilslosen, sichern, milden Urtheil zuweilen etwas Hartes und Unbilliges beimischen. So war es denn nicht überraschend, dass bei der Bekanntschaft mit Goethe dessen häusliche Verhältnisse eine unübersteigliche Scheidewand bildeten zwischen diesen beiden Erscheinungen, die sich, unter günstigen Umständen zusammen geführt, vermuthlich lebhaft angezogen haben würden. Sie hielt sich überhaupt in der Gesellschaft zurück, und suchte vor allem sich neutral zu halten, was bei ihren persönlichen Verhältnissen sehr erklärlich ist, aber nicht leicht sein mochte, und ihr auch, wie wir sehen werden, nicht immer gelang. Sie ward nämlich wider ihren Willen in eine Intrigue gegen Goethe verwickelt, bei Gelegenheit jenes bekannten Festes, welches Kotzebue zu Ehren Schillers veranstalten wollte, mit dem Hintergedanken, Goethen dadurch zu kränken und vielleicht Beide zu entzweien. Eine Erzählung dieses Vorfalls in dem Buche von Johannes Falk: »Goethe aus persönlichem Umgang«, — führte ihren Namen zuerst in die Literatur ein, aber mit solcher Entstellung persönlicher Verhältnisse, dass sie darüber in lebhaften Zorn gerieth. Dieser Umstand war es wesentlich, der sie bewog, in späteren Jahren ihre Erinnerungen schriftlich niederzulegen.

Diese Aufzeichnungen beginnen mit der dankbaren Erinnerung an die Herzogin Anna Amalie, wie solche in dem Eingangs erwähnten Buche bereits publizirt worden ist. Es

wird darin auch des Kreises gedacht, der sich in Tiefurt um die Herzogin versammelte, wobei es mitunter zu heftigen Discussionen kam, bei denen Goethes dictatorisches Genie kräftig hervortrat. In Beziehung auf diesen Letzteren äussert sie sich folgendermassen:

»In Betreff Goethes sehe ich mich aus verschiedenen Gründen bewogen, hier aufrichtig zu gestehen, dass ich in ihm *nie* den Menschen, sondern nur das allumfassende Genie bewundert und geliebt habe. Desto mehr verletzte mich die öffentlich ausgesprochene Beschuldigung des guten Schwätzers Falk in seinem zusammengestoppelten Werkchen »über Goethe«, als sei ich eine zu zärtliche und begünstigte Verehrerin des grossen Meisters gewesen. Wie konnte *er* darüber urtheilen, er, welcher der höhern Gesellschaft fern stand und seine Notizen nur aus dem Geklatsche einiger Frau Basen schöpfen musste, die ihm alle falschen Angaben zuflüsterten, welche sein Buch noch überdies enthält. Hätte er mit *eigenen* Augen in den Kreis hineinschauen können, worin ich mich bewegte, so würde er bemerkt haben, dass zwischen mir und Goethe keine sympathischen Beziehungen obwalteten, und ich, statt seine Nähe zu suchen, diese möglichst zu vermeiden strebte. Der Grund meiner Abneigung lag in dem, was ich hier näher auseinandersetzen muss.

Bei meinem ersten Aufenthalte zu Weimar in den Jahren 1787 und 1788 befand sich Goethe in Italien; es konnte also meine Begierde, den berühmten Mann kennen zu lernen, nicht befriedigt werden, obgleich diese durch die Versicherung seiner Anbeter, er sei das personifizierte Ideal aller menschlichen Vollkommenheiten, noch mehr gesteigert worden war. Erst acht Jahre später sollte ich ihn von Angesicht zu Angesicht schauen, — allein, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn die Erwartung zu hoch gespannt ist, so erging es auch mir, als ich Goethes Bekanntschaft machte. Das Bild, welches sich meine lebhafteste Phantasie von ihm entworfen hatte, stand weit über dem

Originale und stellte dieses in Schatten. Weder in physischer noch in moralischer Hinsicht glich Goethe der Schilderung, die man mir von ihm gemacht, und als ich seinen ehemaligen begeisterten Lobrednern meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, betheuerten diese einstimmig, es sei seit seiner Abreise nach Italien eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen, dass selbst seine intimsten Freunde keine Spur des frühern Menschen mehr an ihm zu entdecken vermochten. Dazu gehörte insbesondere der wohlwollende, nachsichtsvolle Hildebrand von Einsiedel, dessen Andenken ebenso wenig aus meinem Gedächtniss schwinden wird, als die Erklärung, welche er mir über Goethes gänzliche Umwandlung geben wollte. Er äusserte sich nämlich dahin: dieser merkwürdige Mann müsse von der Geburt an die heterogenen Charaktere seiner beiden Eltern *unvermischt* in sich getragen, der des Vaters aber so lange bei ihm prädominirt haben, bis durch den Aufenthalt in Italien — das für Goethe ebenso verführerisch, wie Armidens Zaubergärten für den tapfern Rinaldo gewesen, — das Naturell der Mutter aus der bisherigen Passivität aufgerüttelt und dazu befähigt worden sei, von nun an die Oberhand zu behaupten.

Ob dies für etwas mehr als eine sinnreiche Hypothese gelten könne, vermag ich nicht zu entscheiden; ich kann nur mit vollkommenster Wahrheit versichern, dass Goethe, den man mir so unwiderstehlich liebenswürdig geschildert hatte, zu der Zeit wo ich ihn kennen lernte, schroff, wortkarg, spiessbürgerlich steif, und so kalten Gemüthes wie ein Eisschollen zu sein schien, was ihn für mich mehr abschreckend als anziehend machte«.

Die Verfasserin kommt dann wieder auf die plötzliche Abreise nach Italien zurück, indem sie über die Ursachen und Veranlassungen ausführlich eine Ansicht äussert, welche seitdem als antiquirt angesehen worden ist. Hier möge die Andeutung genügen, dass sie hinsichtlich der auffallenden Veränderung, welche an Goethe seit seiner Rückkehr zu

bemerken gewesen, die Vermuthung ausspricht, Goethe habe nach einem künstlich aufgebauten System gehandelt, und durch die »ominöse Liaison mit dem Bertuch'schen Blumenmädchen«, *Jedem, dem es zu wissen nöthig sein mögte* gleich im Anfange seiner erneuten Existenz in Weimar zu zeigen gewünscht, was man in geselliger Beziehung fernerhin von ihm zu erwarten habe, damit sein inneres und äusseres behagliches Leben keine Störung erleide, und ihm die Mühe erspart werde, seine *wahren* Gesinnungen, wie ehemals, unter einer Maske verstecken zu müssen.

Die Verfasserin fährt dann fort:

»Hegte Goethe wirklich die Meinung, er könne sich durch solche Mittel vor lästigem Andrang schützen, so irrte er sich gewaltig. Denn, nach wie vor, war und blieb er das Ziel, theils wohlwollender, theils feindseliger Bestrebungen, die in den wunderlichsten Schattirungen hervortraten und das kleine Weimar zu einem grossen Turnirplatze machten, auf welchem unzählige Lanzen in Scherz und Ernst *für* und *gegen* den mächtigen Zauberer Merlin — wie Goethe sich selbst benannt hatte — gebrochen wurden. Oefters erhitzten sich die Streitenden so sehr, dass selbst parteilose Zuschauer harte Stösse erlitten, die sie mitten in die Kampfbahn schleuderten, und zur Theilnahme an den obwaltenden Kämpfen zwangen. So erging es unter anderen auch *mir*, trotz aller Vorsicht mich weit davon entfernt zu halten. Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre und die Veranlassung einer Fehde berichte, in welche ich ganz ohne meine Schuld verwickelt wurde, muss ich zwei Männer bezeichnen, die, obgleich sie in der literarischen Welt eine Rolle spielten, doch nicht zu der Elite der weimar'schen Gelehrten gerechnet werden durften, — nämlich Böttiger und Kotzebue.

Diese beiden gegenseitig befreundeten Schriftsteller konnten sich rühmen, das Wunder der Uebereinstimmung bei den Notabilitäten des deutschen Athens bewirkt zu haben, weil sie von allen Theilen gleichmässig gehasst und verfolgt wurden.

Wodurch Böttiger in so hohem Grade die allgemeine Missgunst seiner Brüder in Apoll sich zugezogen, konnte ich mir nicht erklären, da ich in ihm nur den gutmüthigsten dienstfertigsten Polyhistor sah. Vielleicht lag die Ursache der gegen ihn herrschenden feindlichen Stimmung darin, dass er der gelehrteste Vielwischer war, welcher Jeden, der sich eines wissenschaftlichen Verstosses schuldig machte, auf die Finger klopfen konnte, — und dies auch mit geheimer Schadenfreude that.

Was Kotzebue anlangt, der damals nur auf kurze Zeit wie ein Zugvogel in seiner Vaterstadt sich niedergelassen, so begriff ich nicht allein, sondern ich theilte auch den Widerwillen, den seine unerträgliche Eitelkeit und boshaften Ausfälle jedem rechtlichen Menschen einflössen mussten. Zwar konnte man ihm weder Talent, noch Witz und Kenntnisse absprechen; ebenso wenig liess sich leugnen, dass er ein guter Sohn und Gatte, und ein angenehmer Gesellschafter sei, — letzteres jedoch nur so lange, als seine Eigenliebe durch nichts verletzt ward, was bei der hohen Meinung, die er von sich selbst hegte, nur zu oft sich ereignete. Hinsichtlich seines Charakters glich Kotzebue einem schwankenden Rohre, das in stiller Luft stolz das Haupt erhebt, sich aber bei jedem Windstosse demüthig niederbeugt. Dieser Mangel an Festigkeit gab seinen Handlungen, wie seiner politischen Meinung jene zweideutige Färbung, die sich in allen Epochén des abenteuerlichen Lebens dieses Mannes deutlich offenbarte und ihn zu einem gefährlichen Menschen machte, der, ohne eigentlich böse zu sein, viel böses stiftete, da sein unruhiger Kopf stets mit dem guten Herzen davon rannte, und überall, wohin er sich wenden mochte, die unseligsten Streitigkeiten erregte, was er leider! durch einen schmachvollen Tod büssen musste.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in Weimar ging Kotzebues eifriges Bestreben nur dahin, hier, wo man ihn früher wenig oder gar nicht beachtet hatte, eine glänzende Rolle zu spielen. Dies war mit Geld, woran es ihm nie

fehlte, leicht zu bewerkstelligen, da Reichthum keineswegs zu den Vorzügen der Weimaraner gehörte und Viele derselben es sich gern gefallen liessen, von dem splendiden Glückspilze fêtiert zu werden. Man schmauste behaglich an seiner wohlbesetzten Tafel und ergötzte sich an den mannigfachen Zeitvertreiben, die der erfindungsreiche Wirth zur Unterhaltung seiner Gäste ersann, ohne an die Folgen zu denken, die der Umgang mit einem Manne von Kotzebues Charakter nach sich ziehen konnte.

Eine innere Stimme, die mich allzeit richtig leitete, wenn ich ihr Gehör gab, warnte mich vor jeder nähern Beziehung zu ihm, und wäre diese nicht übertäubt worden von dem Zureden einzelner Freunde, vorzüglich aber durch die Zuvorkommenheit und den lebenswürdigen Eifer, womit seine Gattin zweiter Ehe sich um meine Freundschaft bewarb, so hätte ich mir vielen Aerger und Verdruss ersparen können. Da dies aber nicht der Fall war, so gerieth ich ganz gegen meine Ueberzeugung mitten in das rege Treiben, das in ihrem Hause herrschte, und konnte, ohne die holde Frau zu beleidigen, mich nicht mehr daraus zurückziehen.

Sonderbarer Weise schien grade in jener Zeit auch bei Goethe der Sinn für den geselligen Verkehr wieder zu erwachen. Man sah ihn jetzt weit häufiger als sonst, ja, selbst an Orten, die er früher nie mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Hiezu gehörte u. a. auch seine Erscheinung in der kleinen Mansarden-Wohnung der Hofdame von Göchhausen, wo sich an den sogenannten *Freundschaftstagen* eine buntgemischte Gesellschaft zum Frühstück versammelte. Das Auftreten des olympischen Jupiters, wie man Goethe scherzweise nannte, wollte zwar Anfangs dem hier vereinten lustigen Völkchen nicht sonderlich zusagen; als er sich jedoch weit heiterer und herablassender, denn seit vielen Jahren bezeugte, verschwand allmählich die durch seine Nähe veranlasste Scheu und man gab sich ohne Rückhalt der guten Laune hin, zu welcher der köstlich bereitete

Mocca auf dem Kaffeetisch der geistreichen Wirthin alle Besucher ermunterte, welche letzteren sich gleichsam dazu verpflichtet fühlten, die harmlosesten und anmuthigsten Scherze als Dankopfer auf den Hausaltar des kleinen boshaften Genius loci darzubringen.

Eines Morgens, an welchem sich zufälliger Weise ausser mir nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten, da die übrigen Mitglieder der Gesellschaft anderwärts versagt waren, stellte sich auch Goethe ein und äusserte seine Zufriedenheit darüber, dass er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, — und doch brachte er nur die extravagantesten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen, und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er, wie man im gemeinen Leben sagt, vom hundertsten in's tausendste, und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemüthlosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr, bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder docirte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffarth ergoss, der die Genügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns den Vorschlag machen, wir

sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein Paar *gescheite* Leute den Anfang machten, dann würden die Übrigen schon nachfolgen, — und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den Anderen mit gutem Beispiel vorangehen wollte. — Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden muthwilligen Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige, und belachte den Eifer, womit er die anderen anwesenden Damen aufforderte, jede von ihnen möge sich gleichfalls einen *poursuivant d'amour* erwählen, denn unser Verein müsse nach der wohlbekannten Minnesänger-Sitte eine *cour d'amour* bilden, und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwanglosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den Letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsre Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Missgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte *gute Dame* nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen, und hätte sie nicht bereits eine zu grosse Virtuosität in der Kunst, sich selbst zum Besten zu haben, erlanget, als dass sie sich davon verletzt fühlen sollte. Auch war sie durch ihre Katzennatur hinlänglich befähigt, sich in alle Launen und Einfälle derjenigen zu schmiegen, die ihr in dem Grade wie Goethe imponirten, mochten jene ihr auch noch so absurd erscheinen. Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, dass sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eignen komi-

schen Manier erklärte: sie sei bereit, dem Aufruf Folge zu leisten, da sie mit Gewissheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen eben so dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden, als ihr.

Goethe nahm diese humoristische Erklärung mit dem lebhaftesten Beifall auf, und begab sich sogleich an den Schreibtisch unserer gefälligen Wirthin, wo er in der grössten Geschwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improvisirte:

Erstlich sollte die zu errichtende Gesellschaft aus lauter wohllassortirten Paaren bestehen, die Versammlungen derselben wöchentlich einmal, Abends nach dem Theater, im Goetheschen Hause Statt finden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Essen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubniss ertheilt, einen Gast mitzubringen, jedoch nur unter der unerlässlichen Bedingung, dass dieser allen Theilen *gleich angenehm* und *willkommen* sei.

Drittens dürfe während des Beisammenseins kein Gegenstand zur Sprache kommen, der sich auf politische oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und *letztens* sollten die gegenseitig erwählten Paare *nur so lange* zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündniss verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der mildern Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten, oder gegen neue zu vertauschen.

Als Goethe dies merkwürdige Aktenstück uns vorlas, konnte ich mich nicht enthalten, seine auffallende Gravität und den imponirenden Nachdruck zu belächeln, womit er einzelne Stellen betonte. Ich musste dabei an die Xenie denken, in welcher er sagt: »Alles fängt doch der Deutsche

mit Feierlichkeit an« — auch den Scherz, setzte ich in Gedanken hinzu, weil ich noch immer sein heutiges Treiben für nichts weiter als das Aufblitzen einer guten Laune hielt, die eben so schnell wie sie entstanden wieder verschwinden werde. Desto mehr ward ich am nächstfolgenden Tage durch ein Billet überrascht, worin Goethe mir meldete, dass er noch 6 Paare für die cour d'amour angeworben, und da die heilige Zahl Sieben ein günstiges Omen für unser Unternehmen darbierte, so sollte am kommenden Abend das Stiftungsfest in seinem Hause gefeiert werden. Ein beigelegtes Blatt enthielt das Verzeichniss der sieben Paare in folgender Ordnung:

Geh. Rath von Goethe . . .	Gräfin Egloffstein
Herr von Wohlzogen . . .	Frau von Schiller
Herr von Schiller . . .	Frau von Wohlzogen
Kammerherr von Einsiedel .	Frau Hofmarschall von Egloffstein
Hofmarschall von Egloffstein .	Fräulein von Wolfskehl Hofdame
Hauptmann von Egloffstein .	Amalie von Imhof
Professor Meyer . . .	Fräulein von Göchhausen Hofdame.

War es Goethes Absicht, eine *recht solide*, ehrenwerthe Gesellschaft um sich zu versammeln, so konnten die eben aufgeführten Paare allerdings ziemlich *wohlassortirte* genannt werden, da sich nur einige Individuen darunter befanden, die nicht in den Kreis passten, wo sich weit mehr Gelehrsamkeit und Berühmtheit vereinigt hatte, als zu einer anspruchslosen heitern Geselligkeit von Nöthen war. Das Beste der Sache lag, nach meiner Meinung darin, dass wir so hübsch en famille bleiben, und in unserer soit disant cour d'amour von nichts weniger als von Liebe die Rede sein konnte, — es hätte denn, — um mich Goethes eigener Worte zu bedienen, — der kleine schelmische Gott seine Macht an Amalien von Imhof und meinem martialischen

Bruder versuchen müssen. Denn, was mich betrifft, so war mein Partner ganz sans conséquence in meinen Augen und ich würde selbst im Traume es für eine Unmöglichkeit gehalten haben, dass er nicht eben so gleichgültig gegen mich gesinnt sein sollte, als ich in Bezug auf ihn von jeher gewesen und geblieben bin. — Dem ohngeachtet entging unser unverfängliches Verhältniss der Verläumdung nicht, wie ich erst nach Goethe's Ableben aus Falk's zusammengestoppeltem Buche ersah, weil der gute Alte sich durch den Namen täuschen liess, mit dem der Stifter unseres Vereins seine schöne Erfindung zu taufen beliebte.

In gewisser Hinsicht war es Falk, wie jedem Andern, der unsern Zusammenkünften niemals beigewohnt, zu verzeihen, wenn er sich eine falsche Vorstellung von den dort obwaltenden Zuständen machte, da selbst die Mehrzahl der Mitglieder unsers Vereins in der Erwartung der Annehmlichkeiten, die uns zu Theil werden sollten, sich getäuscht sahen, indem wir statt der verheissenen poetischen Freiheit und Zwanglosigkeit, mit gêne und Steifheit umgeben waren, welche Goethes pedantisches Wesen herbeiführte. Alles musste, nach seiner Vorschrift, mit feierlicher Förmlichkeit gethan werden; ohne seine Erlaubniss durften wir weder essen oder trinken, noch aufstehen oder uns niedersetzen, geschweige denn eine Conversation führen, die ihm nicht behagte. So kam es denn dahin, dass die Langeweile, über die er sich kurz zuvor so bitter beklagt hatte, mit unerträglicher Schwere auf uns lastete, ohne dass er selbst es im mindesten bemerkte.

Wie gern würde ich meinen Platz an seiner Seite denen überlassen haben, die mich darum beneideten; was leider bei vielen meiner Bekannten der Fall war, da es für die höchste Auszeichnung galt, einer Gesellschaft einverleibt zu sein, in welcher der Dictator von Weimar präsidirte. Desshalb fühlten sich auch die meisten Ausgeschlossenen tief verletzt, insbesondere Kotzebue, der sich in seiner lächerlichen Eitelkeit geschmeichelt hatte, es müsse ihm gewährt

werden, was Anderen versagt blieb, und zur Erreichung dieses Vorzugs seine Gönner und Freunde in Bewegung setzte, vor allen Anderen aber Böttiger, der die rechte Hand der Göchhausen war. Der dienstwillige Böttiger bot gern die Hand dazu seinen Einfluss auf die Göchhausen geltend zu machen. Er war es, der ihr die wissenschaftlichen Kenntnisse eintrichtern musste, durch die sie sich den Ruf einer der gelehrtesten Frauen in Weimar erworben, wobei sie weiter keine Mühe hatte, als dass sie am Abend Wort für Wort das wiederholte, was er ihr am Morgen vorge-sagt. — Der gelehrigen Schülerin suchte er nun auch begreiflich zu machen, welcher Triumph es für sie sein würde, wenn es ihr gelänge, Kotzebue in den geschlossenen Kreis einzuschwärzen, den sein ärgster Widersacher wie mit einem Zauberbanne umgeben habe. Trotz ihrer Klugheit liess sich die Göchhausen von ihrer Neigung zur Intrigue verleiten, einen Versuch in der Sache zu machen, der jedoch an Goethes Starrsinn und Willenskraft scheiterte. Es erfolgte zwischen Beiden eine heftige Scene, worin er der kleinen Dame mit harten Worten ihre Achselträgerei vorwarf, und ihr unter Hinweisung auf den 2. § der Statuten sogar die geringe Gunst versagte, ihren Protégé nur *einmal* als Gast einführen zu dürfen. Dass jener § für den jetzt eingetretenen Fall schon im Voraus von ihm berechnet worden war, liess sich demnach nicht mehr bezweifeln, und die Göchhausen, voll innerer Wuth über das Misslingen ihres Unternehmens, sowie über die Behandlung welche sie erduldet, schloss sich nun der Partei an, die es mit Kotzebue hielt. Um es aber nicht gänzlich mit Goethe zu verderben, trieb sie ihr Spiel ganz insgeheim, und goss Oel in das Feuer, obgleich sich zwischen Kotzebue und Goethe schon Brennstoff genug angehäuft hatte, wie z. B. die berüchtigte »Ehrenpforte«¹, die kurz zuvor erschienen

¹ Gemeint ist natürlich »Der hyperboräische Esel«, die »Ehrenpforte« ist Schlegels Antwort. Auch die Irrthümer über den »Alarcos« S. 72 sind leicht zu berichtigen.

war. Dies Pasquill enthielt die empörendsten Schmähungen über die Gebrüder Schlegel, und nebenbei auch über ihren Protektor, der eben desshalb eine dämonische Freude fühlte, die Gelegenheit gefunden zu haben, den Verfasser des besagten Libells zu demüthigen, und ihn seine Verachtung empfinden zu lassen.

Im Laufe des Winters hatte Kotzebue zwei Dramen: »Die Kreuzfahrer« und »Die Hussiten vor Naumburg« vollendet, und diese gehaltlosen Produkte der Direktion des Theaters übergeben, damit sie noch während seiner Anwesenheit in Weimar aufgeführt werden möchten. — Wenn man bedenkt, dass Goethe damals alle theatralischen Unternehmungen leitete, so begreift man nicht, wie Kotzebue sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, man werde seinem Wunsche willfahren. Was vorauszusehen war, erfolgte. Die Direktion sandte seine Manuscripte mit der Entschuldigung zurück: Trauerspiele könnten vor der Hand nicht einstudirt werden, weil nur Lustspiele an die Reihe kommen sollten — eine Angabe, die durch die Nachricht widerlegt wurde, dass ein Trauerspiel, welches Schlegel aus dem Spanischen übersetzt hatte, einstudirt werde — nämlich der Alarcos, von Lope de Vega — der, wie einst jener goldene Apfel den die Zwietracht in das Festmahl der Götter fallen liess, eine Fehde veranlasste, bei welcher zwar kein Blut vergossen aber die gehässigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt wurden. — Kotzebue, abermals an der empfindlichsten Seite verwundet, liess nun die Maske der Mässigung fallen und erging sich in den heftigsten Schmähungen über die ihm widerfahrene Zurücksetzung.

Je näher der zur Aufführung des Alarcos anberaumte Tag herankam, desto lebhafter ward die Neugierde, das vielbesprochene und vielbekrittelte Stück zu sehen, und als er endlich erschien, strömte die halbe Bevölkerung von Weimar zum Theater, das die Menge kaum zu fassen vermochte.

Trotz so vieler Jahre, die seit jenem Tage über meinem Haupte hingezogen sind, sehe ich doch noch jetzt in dem ungetrübten Spiegel der Erinnerung, eben so deutlich wie damals in der Wirklichkeit, das überfüllte Schauspielhaus vor mir, — mitten im Parterre Goethe, ernst und feierlich auf seinem hohen Armstuhle thronend, während Kotzebue auf dem vollgedrängten Balkone, weit über die Balustrade vorgebeugt, durch lebhafteste Gestikulationen seine Gegenwart bemerkbar zu machen sucht.

Im Anfange der Vorstellung verhielten sich die Zuschauer völlig passiv; je weiter aber das Stück vorwärts schritt, desto unruhiger ward es auf der Gallerie und im Parterre. Ich weiss nicht, ob dem fein gebildeten Geschmack des Weimarischen Publikums der barbarische Inhalt der alten spanischen Tragödie nicht behagte, oder ob Kotzebues Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos geblieben — kurz, in der Scene wo gemeldet wird, dass der alte König, den die auf seinen Befehl ermordete Gattin des Alarcos vor Gottes Richterstuhl citirte, »aus Furcht zu sterben, endlich gar gestorben sei« — da brach die Menge in ein tobendes Gelächter aus, so dass das ganze Haus davon erbebte, während Kotzebue wie ein Besessener unaufhörlich applaudirte.

Aber nur einen Moment. Im Nu sprang Goethe auf, rief mit donnernder Stimme und drohender Bewegung: »Stille! stille!« — — und das wirkte wie eine Zauberformel auf die Empörer. Augenblicklich legte sich der Tumult, und der unselige Alarcos ging ohne weitere Störung, aber auch ohne das geringste Zeichen des Beifalls zu Ende.

Goethe, der den listigen Umtreiben seines verachteten Gegners die ungünstige Aufnahme des Alarcos zuschrieb, fühlte seinen Stolz noch weit empfindlicher dadurch verletzt, als ohnehin bei dem Misslingen eines von ihm besonders protegirten Stücks der Fall gewesen wäre, und Kotzebue, von der unsinnigsten Eitelkeit gestachelt, schäumte vor innerer Wuth über den neuen unwiderlegbaren Beweis

der Herrschaft, welche sein mächtiger Widersacher über ein ganzes Publikum auszuüben vermochte. Er sann auf eine eclacante Rache, die jedoch denselben Erfolg hatte, wie eine schlaue angelegte Mine, welche der wachsame Feind contremainirt und den Unternehmer nebst seinem Tross in die Luft sprengt. Der Plan zu einem neuen Feldzug gegen Goethe war demnach bald entworfen, es kam nur noch darauf an die nöthigen Hülfsstruppen zu werben, und, um recht sicher zu gehen, das Interesse derselben mit ins Spiel zu ziehen. Da er nur die Besucher seines Salons hierzu ausersehen, so fing er an, sich jetzt als Schillers eifrigster Verehrer zu zeigen, die glänzendsten Lobreden auf die Verdienste desselben zu halten, und über die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen zu deklamiren, welche Schuld daran sei, dass dem grossen Dichter von keiner Seite die ihm gebührende Auszeichnung zu Theil werde. Billiger Weise hätten wir, an die seine heftigen Demonstrationen gerichtet waren, die Frage aufwerfen können, was so plötzlich seinen Enthusiasmus für Schiller entflammt habe? Allein, Alles was er sagte, enthielt ja die reinste Wahrheit, und entsprach unseren eigenen Empfindungen.

So trug er uns denn, bei der nächsten Versammlung in seinem Salon, ganz einfach die Bitte vor, wir mögten ihn bei einem Feste unterstützen, das er am 5. März, Schiller zu ehren, veranstalten wolle, da ohne unsere Beihülfe der Glanzpunkt jener Feier, der in Darstellung einzelner Scenen aus den vorzüglichsten dramatischen Werken des verehrten Dichters bestehen sollte, nicht erreicht werden könnte.

Wie ungern auch Mehrere unter uns, namentlich ich selbst, diese Bitte gewährten, so konnte sie doch nicht zurückgewiesen werden, weil es darauf ankam, dem Manne, dessen keuscher Muse wir so manchen hohen Genuss verdankten, einen Beweis unserer Anerkennung zu geben. Wir sollten erst späterhin erfahren, welchen nachtheiligen Einfluss jede auch noch so flüchtige Gemeinschaft mit einem Menschen von Kotzebues Charakter für diejenigen habe,

die sich vom Scheine blenden lassen, wie es bei uns sämmtlich der Fall war, indem wir an die uns vorgespiegelte gute Absicht glaubten und ohne Widerstreben die für uns bestimmten Rollen übernahmen. Mir ward die Johanna von Orleans zugetheilt, weil Schiller bei der ersten Vorlesung des Stücks erklärt hatte, dass ihm während des Entwurfs seiner Heldin meine Persönlichkeit stets vor Augen geschwebt, und weil auch Goethe sich dahin zu äussern beliebte, ich sei ganz für diese Rolle geschaffen. Letzterer hatte mir sogar öfters Vorwürfe darüber gemacht, dass ich mich durch ein thörichtes Vorurtheil abhalten liesse, ihm und dem Publikum den hohen Genuss zu gewähren, öffentlich als Johanna aufzutreten. Ich ergriff demnach die erste Gelegenheit, ihm zu berichten, dass zufälliger Weise sein Wunsch erfüllt werden und er mich als Mädchen von Orleans auf dem Theater erblicken würde.

Er schien auch in der That aufs Angenehmste von dieser Nachricht überrascht zu sein, und zeigte sich sehr theilnehmend gespannt auf die Details des projectirten Festes, denn er erkundigte sich nach den geringsten Dingen, liess sich mein Kostüm beschreiben, und ertheilte mir hierbei nicht nur seinen Rath, sondern erbot sich auch am Ende unserer langen Unterredung, mir das Modell zu dem Helme senden zu wollen, der mich als Johanna schmücken sollte, und den ich auch wirklich am andern Tage erhielt. In meiner treuherzigen Unbefangenheit nahm ich die Aeusserungen seiner Theilnahme für baare Münze, und selbst wenn ich weniger einfältig gewesen wäre, würde ich Goethe eine solche Verstellung und die Absicht mich vollständig mystificiren zu wollen, nicht zugetraut haben. Im Gegentheil fühlte ich mich durch sein lebhaft ausgesprochenes Interesse und die erhaltenen Rathschläge so sehr ermuthigt, dass ich mich mit regem Eifer und Selbstvertrauen dem Studium meiner Rolle und den Beschäftigungen, die sie nothwendig machten, hingeben konnte.

Während der vielseitigen Vorbereitungen zu dem Feste,

das die allgemeinste Theilnahme erregte, war bereits der 4^{te} März herbeigekommen und ich eben im Begriff der letzten Probe unsers theatralischen Beginns beizuwohnen, als plötzlich Herr und Frau Kotzebue in mein Zimmer stürzten, so dass ich befürchten musste, es sei ihnen ein Unglück zugestossen. Erst nachdem sich Beide etwas erholt, vernahm ich was sich zugetragen.

Die Handwerksleute, die dazu beordert waren, das für uns bestimmte Theater im grossen Stadthausaale zu errichten, hatten sich am frühen Morgen des Tages dort eingefunden, allein zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Bescheid erhalten, der Herr Bürgermeister Schulze habe den Befehl ertheilt, Niemanden den Zutritt zu gestatten. Dies war um so unbegreiflicher, da Letzterer schon längst die von ihm erbetene Erlaubniss mit der grössten Bereitwilligkeit gegeben und sich zu jeder Dienstleistung erbotten hatte, die zur Unterstützung des Ganzen nöthig sein mögte. Als nun Kotzebue von dem Vorgange unterrichtet, zu Schulze eilte, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, flüchtete sich der wortbrüchige Mann hinter die Ausrede: er sei erst späterhin durch Sachkundige darauf aufmerksam gemacht worden, dass der neu decorirte Saal allzusehr durch das Aufschlagen einer Bühne leiden könne, daher gestatte ihm seine Amtspflicht nicht, solches zu dulden. — Mit der grössten Ruhe und Gleichgültigkeit nahm er die Vorwürfe hin, welche Kotzebue ihm über sein bisheriges Stillschweigen machte und erwiderte auf dessen Drohung, sich direkt an den Herzog wenden zu wollen: Se. Durchlaucht würden Sich gewiss nicht in eine Angelegenheit mischen, bei welcher ihm, als Vorsteher der Bürgerschaft, einzig und allein die Entscheidung zukomme.

Dies kecke, zuversichtliche Benehmen des Herrn Schulze bei einer Sache, wo das Unrecht ganz auf seiner Seite war, schien deutlich genug zu beweisen, dass er sich auf eine fremde Macht stützen müsse, weil er sonst nicht gewagt haben würde der Feier des Schillerfestes und zugleich dem grössten

Theile der Gesellschaft so feindlich in den Weg zu treten. Auch bedurfte Kotzebue keiner weitem Erklärung, um überzeugt zu sein, dass es Goethe sei, der den Bürgermeister bearbeitet und ihn berechtigt habe, das Unternehmen durch seine Weigerung im letzten entscheidenden Moment von Grund aus zu zerstören, da in dem kleinen Weimar kein anderes passendes Local zu finden war.

Der Ingrim des schmäählich überlisteten Festgebers lässt sich nicht beschreiben, ebenso wenig meine Verwunderung, als ich ihn, während er mir den Auftritt schilderte, beständig auf Goethe schimpfen hörte, und ich nicht begriff, weshalb er diesem zürnte, da doch Schulze der Verräther war. Sobald ich zu Worte kommen konnte, stellte ich ihn darüber zur Rede. Seine Antwort löste nicht allein dies Räthsel, sondern enthüllte mir auch den eigentlichen Zweck, den Kotzebue bei dem projectirten Feste vor Augen gehabt. Ohne Scham und Scheu erklärte er mir: ich irre mich gewaltig, wenn ich glaube, er habe nur die Absicht gehabt, Schillern seine Huldigung darzubringen; es sei ihm viel mehr darum zu thun gewesen, Goethen zu zeigen, dass es noch andere Götter neben ihm gäbe und den stolzen Günstling des Glücks zu demüthigen, indem wir seinem bescheidenen Rivalen den ihm gebührenden Weihrauch streuten. Diese Absicht habe Goethe errathen, und der Ausführung derselben durch einen Gewaltstreich zuvorkommen wollen, was ihm auch vollkommen gelungen sei.

Kotzebue's Geständniss liess mich zu meiner Beschämung erkennen, dass ich und meine Mitgenossen zu Werkzeugen seiner kleinlichen Rache ausersehen waren und wir von Goethe dafür bestraft werden sollten. Von der Denk- und Handlungsweise des Einen wie des Andern empört, drang ich mit der ganzen Lebhaftigkeit meines beleidigten Selbstgefühls auf die Ausführung unseres Unternehmens, indem ich mich bemühte, Kotzebue begreiflich zu machen, dass wir nicht nachgeben dürften, weil die Ehre von uns fordre das Begonnene durchzuführen, und sollten wir den

Schauplatz des Festes in eine Scheune verlegen müssen. — Allein meine dringenden Vorstellungen und Bitten vermochten nichts über den schwachen Mann, der nur hinter dem Rücken seiner Feinde intriguiren konnte, aber da, wo es galt frei und offen hervorzutreten, weder den Muth noch die Ehrliche in sich fühlte, die zum Ausfechten einer leichtsinnig begonnenen Fehde nöthig gewesen wären.

Als ich mich überzeugt, dass meine Vorstellungen keinen Eindruck auf Kotzebue machten, entschloss ich mich für mich allein zu handeln, und mir wenigstens einige Genugthuung für die Mystifikation zu verschaffen, die Goethe sich mit mir erlaubt. — Hatte er sich bisher auf meine Kosten belustigt, so sollte er nunmehr erfahren, dass ich nicht gesonnen sei, mich ferner zur Zielscheibe seines Witzes herzugeben, noch in Demuth die Ruthe des erhabenen Zuchtmeisters von Weimar zu küssen. Ich war bereits zu *der* Welt- und Menschenkenntniss gelangt, die in Lagen, wie die meinige, zu einem raschen Überblick befähigen, und erkannte sogleich, dass ich durch Selbstpersiflage den Pfeil des Spottes von mir abhalten und auf den Schützen zurückfallen lassen konnte. Die Mittel dazu gaben mir die komischen Auftritte an die Hand, welche die Kunde von dem Missgeschicke unserer improvisirten Schauspielertruppe bei den verschiedenen Mitgliedern derselben veranlasst hatte, und auf der Stelle benutzte ich diese Scenen, indem ich sie zu einem »Klaglied« aneinanderreihete, in welchem ich die Bestürzung sämtlicher Unglücksgefährten auf die übertriebenste und lächerlichste Weise schilderte und mit einer Nutzanwendung schloss, deren Pointe Goethe etwas empfindlich berühren musste, weil sie sich auf eine allgemein bekannte Schwachheit des grossen Protektors der Weimarschen Bühne und auf den entschiedenen Widerwillen bezog, den er gegen Alles hegte, was seine lieben Zöglinge in Schatten stellen konnte. Deshalb wollte er nie ein Liebhaber-Theater gestatten, und wusste stets dergleichen Unternehmungen zu hintertreiben. Nun

hatte im verflossenen Jahre Goethe erleben müssen, dass sich eine Gesellschaft vornehmer Dilettanten ganz gegen seinen Willen höhern Orts die Erlaubniss zu verschaffen wusste, eine Reihenfolge der beliebtesten Stücke im Herzoglichen Theater zum Besten der Armen auszuführen. Diese Darstellungen waren, zu seinem bitterm Verdruss, trefflich executirt und mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen worden, so dass Goethe sich gezwungen sah, die sämtlichen Komödien — worunter sich namentlich »die Unglücklichen« von Kotzebue befanden — vom Repertoire zu streichen, damit kein ungünstiger Vergleich stattfinden könne. Dieser Umstand lebte noch im frischen Angedenken der Weimaraner und bewog mich, am Schlusse meines in schlechten Knittelversen entworfenen Klagelieds, auf *die* Unglücklichen anzuspielen, die mit so vielem Glück über die Bühne gegangen und wahrscheinlich Schuld gewesen, dass unser jetziges theatralisches Project zu Wasser geworden.

Da Herr Falk diesem kläglichen Produkte die Ehre erzeugt hat, es ausführlich, wenn auch nicht ganz richtig, in seinem Werkchen »über Goethe« abdrucken zu lassen, enthalte ich mich dasselbe hier mitzuthemen, und begnüge mich damit den Schlussvers anzuführen, der einen unvergänglichen Eindruck auf unsern Gegner machte. Er lautet, wie folgt:

Lern, eitler Mensch, aus der Geschichte,
Dass statt der Götter Strafgerichte
Früh oder spät den Frevler finden
Der ihrer Macht sich will entwenden.
Denn ach! leichtsinnig haben wir
Im Heiligthum Apollos hier
Ohnlängst *Unglückliche* gespielt,
Jedoch nur *Glück* dabei gefühlt; — —
Nun lässt der Gott für jene Sünden
Uns heute seinen Zorn empfinden! —
Wer Busse thut, dem wird verziehn
Und Gnade wiederum verliehn.

Deshalb erscheinen reuvoll wir
In *Asch* und Staub, Apoll, vor Dir!

Dies schnell zusammengestoppelte Machwerk, so schlecht es auch in poetischer Hinsicht war, erfüllte dennoch seinen Zweck weit über meine Erwartung. Es ging augenblicklich von Hand zu Hand, und brachte die Lacher auf unsre Seite. Nach wenig Stunden cirkulirte mein Klaglied in vielfachen Abschriften durch die Stadt, und gelangte auch bald in Goethes Hände. Er musste daraus ersehen, dass *ich* nicht zu denjenigen gehörte, die sich demüthig unter seinem Scepter beugten. Doch genügte es mir nicht, ihm einen verblühten Beweis meiner Selbstständigkeit gegeben zu haben; ich wollte auch mich unverzüglich aus der langweiligen cour d'amour zurückziehen. Diesem Entschlusse traten auch die beiden Hofdamen von Göchhausen und von Wolfskehl nebst meiner Schwägerin bei, und trugen mir auf zugleich in ihrem Namen den Scheidebrief an Goethe zu schreiben.

Indem ich es that, berührte ich das Vorgefallene mit keiner Silbe, sondern berief mich nur auf den letzten § der bewussten Statuten, vermöge welches wir berechtigt waren, bei den bereits eingetretenen Frühlingslüften die sogenannten Rosenketten, die uns an unsre Partner gefesselt, nach Belieben abzustreifen, oder prosaisch gesprochen, — ihnen den Laufpass zu geben.

Goethes Antwort drückte sein Bedauern über unsern Rücktritt auf eine sehr empfindsame Weise, zugleich aber auch die Hoffnung aus, dass wir uns bald eines Bessern besinnen und wieder in den Kreis der Verbündeten zurückkehren würden, der — nebenbei gesagt — sich sogleich auflöste und *nie* wieder zu Stande kam.

Es lässt sich leicht begreifen, dass dem stolzen, an keinen Widerspruch gewöhnten Manne das Benehmen einer so unbedeutenden Person, als ich, gewaltig verdriesslich und auffallend sein musste. Was ich aber nie geglaubt,

noch für möglich gehalten hätte, ist die Art, wie er sich noch kurz vor seinem Ende gegen einen meiner besten Freunde über mich beklagte. Er habe, sagte er, niemals verschmerzen können, dass *ich* mich zu seinen Feinden gesellt und durch eine böswillige Ansicht des *unbedeutendsten zufälligen* Ereignisses jener längst vergangenen Zeit, zu den feindseligsten Demonstrationen gegen ihn bewogen worden sei.

Wenn es sich damals nur um das Aufgeben einer theatralischen Vorstellung gehandelt hätte, würde ich dies selbst für unbedeutend gehalten, und den Querstrich durch unser Projekt mit der Gleichgültigkeit ertragen haben, die der Gegenstand verdiente. Allein hier war von etwas ganz Anderm die Rede; denn statt offen und freimüthig gegen denjenigen aufzutreten, der hinterlistig handelte, hatte Goethe auf dieselbe Weise den Streich geführt und mich zu den energischen Schritten gezwungen. Auch will mich bedünken, sein eignes Bewusstsein müsse ihm gesagt haben, die Sache sei weder *unbedeutend* noch *zufällig* gewesen, wenigstens hielt der Bürgermeister Schulze, nachdem er den Rathstitel für die dabei geleisteten Dienste erhalten, sich nicht länger für verpflichtet, den wahren Zusammenhang der Begebenheit geheim zu halten, und wurde deshalb allgemein im Publikum mit dem Namen: »Rath Piccolomini« bezeichnet, an den General erinnernd, der für den Verrath an Wallenstein das Fürstendiplom erhalten hatte.

Ich würde mir nie erlaubt haben, die Kotzebue'sche Fehde mit Goethe so ausführlich zu schildern, wäre sie nicht in manchem literarischen Berichte über die damaligen Zustände in Weimar verfälscht und zerstückelt wieder aufgetaucht und enthielte sie nicht einen Beitrag zur Charakteristik Goethe's, der interessant genug sich darstellt.

Bei der Verehrung und Bewunderung die ich für seinen eminenten, Alles durchdringenden Geist hege, war es eine peinliche Aufgabe für mich diesen Beitrag zu liefern. Denn der Aufschwung unserer Seele wird mächtig gehemmt,

wenn wir bei den ausgezeichnetsten und reichbegabtesten Individuen auf Schwachheiten stossen, die uns erkennen lassen, dass auch *sie* keine Ausnahme von der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit machen. Wir werden dadurch zu dem schmerzlichsten Rückblick auf uns selbst gezwungen und müssen uns sagen: kann der starkbeschwingte Adler sich nicht immer in Sonnennähe erhalten, wie darfst *Du*, armer Zaunkönig, hoffen, Dich jemals über den Staub der Erde zu erheben!«

Mit diesen Worten schliessen die Memoiren.

Zur Vervollständigung derselben bedarf es nun noch der Mittheilung jener Correspondenz, welche am Schluss erwähnt worden.

I. *An Herrn von Goethe.*

Lange verschlossen wir Endesunterzeichneten, eine mehr die andre weniger, alle Qualen der Eifersucht und der gekränkten Eigenliebe in unsern Busen. Mit Nachsicht und Sanftmuth ertrugen wir die Treulosigkeiten unsrer Partner, denn ach! wir hofften immer auf eine endliche reuevolle Wiederkehr derselben. Die Hoffnung verschwand, und mit ihr Langmuth und Liebe. Unsere Herzen entschlüpften den entblätterten *Rosenketten*, und jetzt da die *Frühlingslüfte wehen* löset sich von selbst das einzige schwache Band das uns noch zusammen hielt ohne uns zu vereinen. Die Liebe kennt kein Gesetz, drum keine Vorwürfe und keine Verantwortung. Die Partnerinnen entfliehen, die Freundinnen bleiben und bieten traulich *dem* Freunde der so viele edle Gaben des Geistes uns mitgetheilt, die Hand zum Zeichen der Dankbarkeit. In unserer Erinnerung sollen sie blühen und manchen schönen Genuss, manche Freude uns geben, bis der Winter vielleicht uns *das wieder gewährt* was uns der Frühling entführt: frohen Verein im engern vertraulichen Kreise.

Gräfin Egloffstein

Fräulein von Göchhausen

Frau von Egloffstein

Fräulein von Wolfskehl.

2. *An Gräfin von Egloffstein.*

Geliebte Freundin,

lassen Sie mich im Singular sprechen! da ich hoffen kann, dass wenigstens *Eine* unter Vieren empfindet, wie schmerzlich mir es war, ihren Namen unter dem Scheidebriefe zu sehen. Gewiss ich konnte mir (sic) nicht überreden dass Sie fehlen würden, als ich gestern die Freunde in der Zahl der Musen, beisammen sah. Noch wehte der Geist der ersten Stiftung über der Gesellschaft, an dem Sie in einem Anfall von Unglauben zweifeln mochten. Unser Wunsch ist ihn zu erhalten, und dazu wird das Andenken an Sie das beste Mittel sein. Möchten Sie Ihn lebendig frisch dereinst wiederfinden, wenn Sie durch alte Gefühle und durch neue Ueberzeugungen zurückzukehren geleitet werden könnten. Weimar d. 25 März 1802 Goethe

3. *An Ihro Gnaden die Frau Gräfin von Egloffstein.*

Ich will hoffen, dass die bösen Geister, welche die heutige Vorstellung gestört haben, nur an dem Tag und nicht an der Sache selbst ihre schlimme Laune haben auslassen wollen, und dass das Vergnügen welches ich mir von dieser Vorstellung versprach, nur aufgeschoben ist. Auf jeden Fall aber habe ich mich über die freundliche Gesinnung so lieber und verehrter Freunde und Freundinnen zu freuen, und werde sie stets mit dem dankbarsten Herzen verehren.

Meine Frau dankt Ihnen für Ihr gütiges Andenken.

Mit der aufrichtigsten Verehrung Schiller

Unter diesem Briefe steht von der Hand der Gräfin: Am 5^{ten} März 1802 erhalten als Antwort auf die Nachricht, dass ich aus der sogenannten Cour d'amour getreten sei.

Schillers Bemerkung, »dass die bösen Geister wohl nur an dem Tag nicht an der Sache ihre schlimme Laune haben auslassen wollen« bezieht sich darauf, dass am 5. März Aschermittwoch war.

